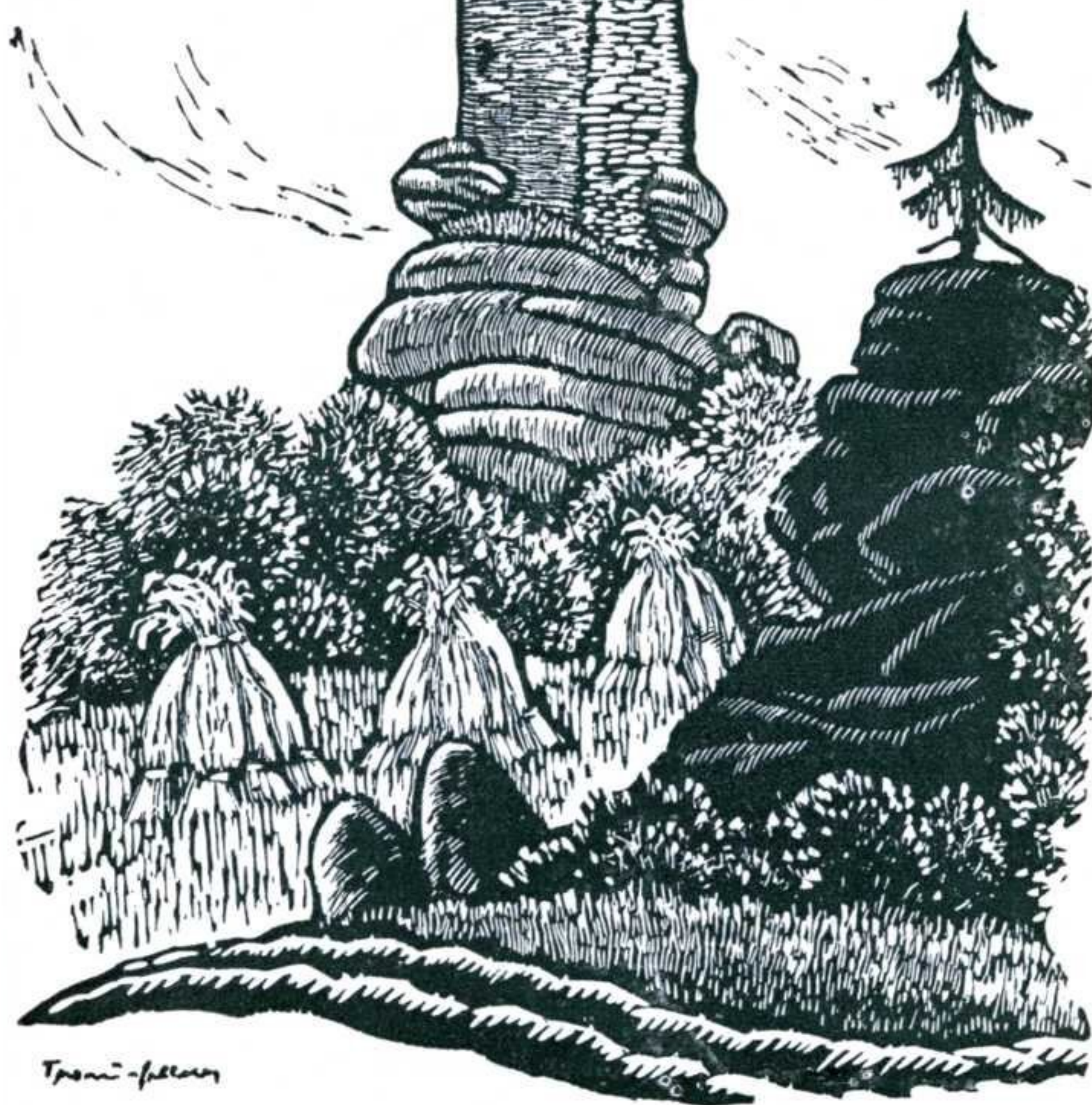


DAS WALD=VIERTEL



N e u e f o l g e

1953

Nr. 3



INHALT DES 3. HEFTES 1952

Elfriede Rath: Pfinzdaweibel und Pelzweibel
F. Ludwig Koller: Altbairisches Kloostergut in unserer Heimat
Rupert Hauer: Die Urfarre Pölla (Schluß)
Karl Höfer: Waldviertler Kost und Küche

Für Volk und Heimat

arbeitet der

Waldviertler Heimatbund

Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!

Waldviertler und Freunde des Waldviertel!

Der erste Jahrgang unserer Zeitschrift hat sich recht gut eingeführt und ein freundliches Echo bei den meisten Beziehern gefunden.

Wir senden daher vom zweiten Jahrgang Probehefte an Anschriften, die die früheren Hefte nicht erhalten haben, und knüpfen daran die Hoffnung, daß auch diesmal die Empfänger unsere Bestrebungen, der Heimat zu dienen, dadurch unterstützen, daß sie entweder Mitglieder unseres Vereines werden oder aber diese Hefte als Zeitschriftenbezieher bei sich aufnehmen.

Wer sich nicht entschließen kann, das Heft zu behalten, wird gebeten, uns dieses bis längstens 20. März portofrei zurückzusenden, um dem Vereine unnötige Ausgaben zu ersparen.

Beste Grüße
Waldviertler Heimatbund



Einzelpreis S 3.—

Ganzjährig S 36.—

Druck: Buchdruckerei
Josef Haber, Krems
an der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12;
Verwaltung: Obere
Landstraße Nr. 12

Das

Waldviertel

Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jedes
Monats. Eigentümer
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Verantwortlicher
Schriftleiter Dr. Hein-
rich Rauscher, Krems
an der Donau, Heine-
mannstraße Nr. 12

2. Jahrgang

Krems, 1. März 1953

Nummer 3

Pfinzdaweibel und Pelzweibel

Eine Umfrage

von Elfriede Rath

Die Topographen haben Niederösterreich nicht umsonst in vier Teile gegliedert. Jedes Landesviertel — nördlich und südlich der Donau, „ober“ und „unter“ dem Manhartsberg und dem Wienerwald — hat in Landschaftsbild und Geschichte, in Lebens- und Wirtschaftsformen ein in vieler Hinsicht eigenes Gepräge.

Für das Waldviertel scheint dies in besonderem Maße zuzutreffen. Schon das Bild der Ortsnamen, die vielen Rodungsnamen auf =schlag, =reith, =brand ect. und die zahlreichen genetivischen Ortsnamen wie Heinreichs, Siegharts u. a. spiegeln den eigentümlichen Besiedlungsvorgang, der erst im Hochmittelalter, also lang nach den umliegenden Gebieten, die dichten Wälder in größerem Ausmaß erschloß. Die auffallend häufigen Martinspatronien dieser Landschaft, die Rolandsjäten in den Märkten und Städten oder — um nur einige Beispiele anzuführen — die kaum anderswo so häufig auftretenden Standbilder des hl. Felix lassen auf bisher kaum erforschte kulturelle Einflüsse und eigenständige Entwicklungen in mancherlei Richtung schließen.

Dementsprechend begegnen uns bei der Musterung des Waldviertler Saggutes Gestalten, die uns weder südlich der Donau, noch jenseits des Manhartsberges, merkwürdiger Weise auch nicht im landschaftlich so verwandten oberösterreichischen Mühlviertel bekannt geworden sind. So z. B. der „Sehmann“, ein Waldgeist, dessen Entsprechungen erst viel weiter westlich und nördlich außerhalb

der Landesgrenzen zu suchen sind, desgleichen eben das „Pelz- oder Pfinzdaweibel“, von dem man nach den bisher vorliegenden Aufzeichnungen vor allem im nördlichen Waldviertel um Waidhofen, Drosendorf und Titschau zu erzählen weiß.

Das Pelzweibel wird allgemein als ein kleines, in einen Schafpelz vermutetes Wesen geschildert, das allerlei gespenstische Züge an sich hat: es neckt und schreckt die Menschen bei Nacht, hockt sich auf die Schulter und läßt sich, immer schwerer werdend, tragen, es verschleppt kleine Kinder und lockt nächtliche Wanderer in die Irre. Andererseits beschenkt es mitunter auch die Menschen mit seinen Schätzen oder, gleich der Percht, dem Rübezahl und anderen mythischen Wesen, mit unscheinbaren Dingen wie Blättern, die sich nachträglich in Gold verwandeln. Ein für das Pelzweibel allerdings nicht mehr allzu häufig erwähnter Zug ist der, daß es auf die Spinnarbeit der Frauen achte, vor allem darauf, daß an bestimmten Tagen nicht gesponnen werde.

In diesem Zusammenhang wird aber gerade der andere Name des Weibleins, „Pfinst-“ oder „Pfinzdaweibel“ bedeutsam. „Pfinzda“ ist, wie heute schon nicht mehr allgemein geläufig, die alte, für die bairische Mundart charakteristische Bezeichnung für den Donnerstag, die sich nicht nach römischem Muster vom Götternamen Jupiter — bei den Germanen Donar — herleitet, sondern vom griechischen Zahlwort für „fünf“, dem fünften Tag der Woche also, die vom Samstag an gezählt wurde. „Pfinzda“ verwandelt sich in Angleichung an das Pfingstfest mitunter in „Pfingstag.“ So wird auch bei unserer Sagengestalt „Pfinzdaweibel“ die ursprünglichere Form gewesen sein, ursprünglicher wohl auch als der Name „Pelzweibel“, der sich weniger aus dem Sinn, als vom Aussehen der Figur herleitet.

Der Donnerstag oder Pfinztag galt, wie wir Quellen des frühen Mittelalters entnehmen können, als ein halber Feiertag, wohl in Erinnerung daran, daß er dem Höchsten der alten Götterwelt geweiht war. Auch die Kirche trug dieser Bedeutsamkeit Rechnung, indem sie zahlreiche Feste wie den Gründonnerstag, Christi Himmelfahrt und Fronleichnam auf diesen Wochentag festlegte. Bestimmte Arbeiten durften am Donnerstag nicht verrichtet werden; Sagen aus verschiedensten Landschaften erzählen, was jenen geschehen wäre, die sich an dies Arbeitsverbot nicht gehalten hätten. Der Mecklenburger Herzog Gustav Adolf mußte noch 1684 ein Dekret an alle seine Beamten „zu Ausrottung des Aberglaubens, daß man Donnerstag nicht spinnen dürfe“, erlassen.

Vom Pfinzdaweiblein hören wir nun, daß es in die Häuser käme, um zu sehen, ob am Donnerstag nicht gesponnen werde. Damit reiht es sich in den größeren Kreis der mythischen Spinnstubenfrauen, die wir im Süddeutschen als die Frau Percht, in Norddeutschland als Frau Holle oder Gaude kennen. Im Waldviertel scheint die Percht nicht bekannt zu sein. Sinegegen erzählt man im südlichen Niederösterreich und im weiteren bairischen Raum allgemein von der großen, schreckhaft aussehenden Frau, die in den Rauhnächten erscheine, um zu sehen, ob die Mädchen ihre Spinnrocken rechtzeitig abgesponnen hätten, und diejenigen, die dies etwa versäumt haben sollten, den Bauch aufgeschlitzt und mit Werg vollgestopft habe. Auch das Erscheinen der Percht ist an bestimmte Tage gebunden, eben an die winterlichen Festtage, die Zwölften, oder an den ihr eigenen Tag, den 6. Jänner. Denn auch sie leitet ihren Namen von einem Tag her: mit „Giperehtennacht“ übersetzen die althochdeutschen Glossare das Fest der Epiphanie, der Erscheinung Christi, für die das alte Wort „bercht“ in Bedeutung des Hellen und Glänzenden (vgl. englisch „bright“) zutreffend schien. Der Name übertrug sich aber auch auf jene Gestalt, die nach dem Volksglauben in dieser Nacht, der letzten der Zwölften, umging. Die Percht ist daher, so nehmen wir an, die Personifikation ihres Tages. Der gleiche Vorgang läßt sich an einer ganz verwandten Gestalt, der Lucia oder Luzlfrau verfolgen, die heute noch im Burgenland am 13. Dezember, dem Tag der hl. Lucia (mit der sie an sich recht wenig gemein hat), herumgeht und die Kinder beschenkt oder bestraft.

Deshalb braucht es uns nicht weiter wundernehmen, wenn das Weiblein im Waldviertel einen Wochentag zum Namen erhalten hat, eben den Donnerstag, dessen Heilighaltung es überwacht. Personifizierte Wochentage kennt man auch anderwo: die Swinta maica Dominica, die Swinta maica Mercuri oder Vinire in Rumänien z. B., die nichts anders als hl. Mutter Sonntag, Mittwoch oder Freitag bedeuten. „Pjatinica“, also „Freitag“, nennen die Russen eine Heilige. Auch in Schweden gehen Donnerstag und Freitag als „Thorsdag“ und „Fredag“ um und überwachen das Spinnverbot. In der Schweiz und im Schwäbischen erzählt man von der „Frau Faste“, die auf das Einhalten der Fronfastentage und die damit verbundenen Arbeitsverbote achtet.

In diesen Bereich personifizierter Tage gehört also unser Pfinzdaweibel, die „Donnerstagfrau.“ Wir wissen noch nicht, ob sie unmittelbare Entsprechungen in anderen Gegenden besitzt oder warum sie ausgerechnet am nördlichen Saum des Waldviertels

auftritt. Es wäre daher wichtig zu erfahren, ob die Sage auch anderswo erzählt wird und ob sie vielleicht Motive enthält, die uns noch nicht bekannt sind.

Aus diesem Grunde sei mit diesen Hinweisen die Bitte an alle Waldviertler Leser verbunden, uns alles, was ihnen etwa über diese Sagengestalt bekannt sein sollte, mitzuteilen. Die Umfrage erfolgt im Rahmen eines größeren Unternehmens, nämlich des Atlas der österreichischen Volkskunde, dessen Zentrale für Niederösterreich im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien liegt. Jede kleinste Einzelheit ist bedeutsam, auch die bloße Erinnerung an den Namen oder scheinbar verwandte Motive. Dabei bitten wir um folgende Angaben:

- 1) Ort der Aufzeichnung.
- 2) Name, Alter und Herkunft des Erzählers.
3. Wie heißt die Sagengestalt? (Pelzweibel, Pfingstweibel, Pfinzdaweibel, Pfinstweibel oder ähnlich, möglichst nach dem Klang in der Mundart).
- 4) Wie sieht das Wesen aus? (Pelzvermummung, weiße Kleidung, Größe etc.).
- 5) Was tut das Wesen? (Vgl. die oben angeführten Motive!)
- 6) Ist sein Erscheinen an einen bestimmten Tag, an eine Jahreszeit gebunden?
- 7) Wird jetzt noch an das Wesen geglaubt, schreckt man etwa Kinder damit oder lebt es nur noch in der Erinnerung?
- 8) Sind ähnliche Gestalten bekannt? (etwa das Waschweibel?).

Wir ersuchen vor allem die Lehrer des Waldviertels, die sich ja auch an früheren Fragebogenunternehmungen beteiligt haben, ihren Kontakt zur Bevölkerung, vor allem zu den älteren Leuten, zur Erhebung dieser Fragen auszunützen: jeder Hinweis, auch der geringste, wird dankbar entgegengenommen. Wir arbeiten hier nicht nur an Spezialfragen der Wissenschaft, sondern an Problemen der volkstümlichen Ueberlieferung, die uns, ernsthaft betrachtet, ungeahnte Aufschlüsse über Vergangenheit und Gegenwart unserer Heimat zu geben vermögen! Und dies geht uns letzten Endes alle an.

L I T E R A T U R:

- F. X. Kießling, Frau Saga im niederösterreichischen Waldviertel. 9. Heft. Wien 1924ff.
- F. Moldaschl, Volkssagen aus dem oberen Waldviertel. Graz 1927.
- A. v. Mailly, Niederösterreichische Sagen. Leipzig 1926.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. von E. Hoffmann-Krayer und H. Bächtold-Stäubli. Berlin—Leipzig 1927ff. (Vor allem Artikel „Arbeit“, „Donnerstag.“)

J. A. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch. Neue Ausgabe. Leipzig 1939.

E. Kranzmayer, Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Oesterreich. Wien 1929.

V. Waschnitius, Perht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte. Wien 1914.

L. Schmidt, Berchtengestalten im Burgenland. (Burgenländische Heimatblätter, Jg. 13, Eisenstadt 1951, S. 142ff. und Ergänzungen ebda. Jg. 14).

Anmerkung der Schriftleitung: Die Schriftleitung bittet die geschätzten Leser, nach Möglichkeit dem Ersuchen des Volkskundemuseums in Wien zu entsprechen. Sie leisten damit der Wissenschaft, unserem Vaterland und unserem Waldviertel einen wertvollen Dienst.

Zuschriften mögen an die Direktion des Oesterreichischen Museums für Volkskunde in Wien VIII Laudongasse 19 gerichtet werden.

o

Altbairisches Klostergut in unserer Heimat

Von P. Ludwig Koller

An der Gestaltung unserer materiellen und geistigen Kultur haben in der Vergangenheit nicht allein die bairischen Bischöfse mit Passau an der Spitze regsten Anteil gehabt, ihre kulturellen Aufgaben wurden auch von den vielen Klöstern Altbaierns wesentlich ergänzt. Bereits in der karolingisch-ottonischen Epoche werden einige Benediktinerabteien wie Tegernsee, Melten oder Nieder-Altaich im Donaulande mit Grund und Boden belehnt und mit der Aufgabe betraut, denselben der christlich-germanischen Kultur zu erschließen. Ungleich größer an Zahl treten die bairischen Klöster nach dem Ende der Ungarnherrschaft und Bildung der bairischen Ostmark als Grundherren bei uns in Erscheinung. Hatten die ältesten von ihnen infolge Unterganges der fränkischen Mark ihren Besitz auch verloren oder nur mehr zum Teil zurückerhalten, — manche Güter waren auch zu Eigengütern des Passauer Hochstiftes geworden, — so wurden durch neue Erwerbungen diese Verluste wieder ausgeglichen. Aber nicht allein die Benediktiner, auch Zisterzienser und Chorherren aus dem bairischen Mutterlande gelangten in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters in Oesterreich zu grundherrlichen Rechten. Die meisten dieser bairischen Abteien sind durch die Besiedlung der erworbenen Bodenanteile und deren Bearbeitung zunächst Förderer der materiellen Kultur geworden, wo sie aber Pfarreien gründeten oder solche zur Betreuung übernommen hatten, haben sie auch als Träger der christlichen Geistesrich-

tung zu gelten. Den karolingischen Abteien war schon zu Beginn ihres Auftretens im Donauland die Aufgabe der Slavenmissionierung zugebracht gewesen.

Der geistliche Grundbesitz Altbaierns auf österreichischem Boden aus älterer Zeit verdankt seine Entstehung den Schenkungen der deutschen Kaiser und Könige, welche mit Vorliebe Kolonialland oder Güter, die ungetreuen Vasallen abgenommen wurden, Bischöffen und Abteien überließen, da sie in ihnen die Garanten einer christlich-deutschen Kulturtätigkeit auf weite Sicht erblickten und zugleich auf deren treue Gefolgschaft rechnen konnten. Spätere Schenkungen gingen von den vielen bairischen Hochadeligen aus, die in der Ostmark vielfach als Lehensnehmer bischöflicher Güter, die teilweise gegen gewisse Verpflichtungen zu Eigen übernommen wurden, auftreten. Einige dieser Adelsgeschlechter sind auch als Stifter bairischer Klöster bekannt, die ihrer Gründung Güter in Oesterreich zuwiesen.

Eine besondere Förderung seitens der bairischen Klosterkolonisten erfuhr der Weinbau um Krems und in der Wachau und daher stammen auch die nicht wenigen Pächhöfe und Verwaltungsstellen dieser Abteien auf heimischen Boden. Wie alle geistlichen Güter war auch der österreichische Klosterbesitz Altbaierns im Laufe der Jahrhunderte großen Wandlungen unterworfen. Nicht wenige Piegenschaften hat man wegen der weiten Entfernung aufgegeben, indem man sie entweder verkaufte oder gegen andere eintauschte. Viele haben wohl auch in kriegerischen Zeiten ihren Untergang gefunden oder wurden auf unrechtmäßige Weise ihrem Besitzer entzogen. Was nicht schon früher zur Veräußerung gelangte, hat die bairische Klosteraufhebung im Jahre 1803 zur Folge gehabt, so daß die restlichen Klostergüter damals ihr Ende fanden. Mit Ausschluß der jetzt in Oesterreich befindlichen altbairischen Abteien hatten folgende Klöster im Bereiche nicht allein des Waldviertels und seines Randgebietes, sondern überhaupt in Nieder-Oesterreich Grundbesitz, der hier in einer kurzen Aufzählung festgehalten sei.

Waldersbach, Zisterzienserabtei bei Wilshofen in Niederbairern, eine Gründung des Bischofes Otto von Bamberg aus 1140, ursprünglich Chorherrenstift, 1146 von Ebriach aus besiedelt, aufgehoben 1803. Die Abtei besaß in Weinzierl bei Krems einen Hof (Nr. 38, Wappen von 1567), dann die Herrschaft Gneigendorf, Weingärten in Rohrendorf, Altweidling und Theiß, fernerß Besitz in und um Gottsdorf bei Persenbeug, welche sie von Kloster Waldersbach in Baiern 1268 gekauft hatte. Außerdem besaß sie die Pfarre

Thana, welche ihr Leutold von Kuenring 1287 verliehen hatte und die bis 1349 in ihrem Besitze blieb. Schließlich wird noch ein Hof in Nußdorf als Eigentum erwähnt.

Alspach in Niederbayern ist eine von Christine Gräfin von Frauenstein 1127 gestiftete Benediktinerabtei, die 1805 erlosch. Ihr Besitz erstreckte sich auf einen Hof in Krams (Eisentürgasse), der 1789 verkauft wurde, und auf Weingärten um Krams wie Rohrendorf. Im Tauschwege erhielt sie 1180 ein Gut zu Biendorf im Holsabrunner Kreis.

Attel, eine von den Grafen Andechs-Dießen gestiftete Benediktinerabtei in der Nähe von Wasserburg aus dem 12. Jahrhundert, bestand bis 1803. Sie hatte in unserem Lande bloß das Patronat über die Kirche in Leobendorf, das aber schon 1260 an die Kommende des deutschen Ritterordens gelangte.

Baumburg, die 1803 aufgehobene Augustiner-Propstei, ist eine Stiftung des Grafenpaares Berengar und Adelheid von Sulzbach aus 1118. Diese Propstei verzeichnet Besitz in Krams, nämlich einen Freihof im „Eisstein“, dann Grundstücke in Rohrendorf, Grundholden zu Heizendorf, Besitz in Wehelsdorf, ferner die Pfarreien in Sieghartskirchen, die auf die Herren von Sulzbach zurückgehen, und in Sitzendorf mit den Filialen Mitterngrabern und Goggendorf, die Markgraf Rapoto von Ortenburg 1241 stiftete. Die 1761 gegründete Pfarre Kogl bei Sieghartskirchen hatte keinen Bestand.

Berchtesgaden, Fürstpropstei des Augustinerordens, eine Gründung der Irmengard von Kott, 1109–1803. Ihr Kremser Besitz umfaßt einen 1401 genannten Hof („Eisentürhof“), Weingärten, geschenkt 1135 von Leopold III., 2 Mühlen, erhalten 1140 von Leopold IV. (Bruckmühle verkauft 1598), dann in Lengsfeld 6 Häuser, Gneizendorf 1 Haus, Kammern 10 Häuser, in Oberholz Untertanen, in Wagram a. Wagr. 2 Häuser, sonstiger Besitz bestand in Grunddorf und Brunn am unteren Kamp, ferner in Frauendorf a. d. Schm., Obritz a. d. B., der von den Schwarzenburger 1130 geschenkt wurde, ferner in einem „Alspach“ und in „Dietpoldesdorf“, ferner in Klosterneuburg mit 1 Hof.

Chiemsee, Augustiner-Chorherrenstift 1130–1803. Sein Hauptbesitz fand sich in und um Krams und bestand in Weingärten und einem Hof (genannt 1359, 1443 kam der „Sanghof“ hinzu; 1807 wird dessen „Streubenhof“ verkauft. Der Hof in Weinzierl gelangte 1858 an das St. Petersstift in Salzburg. Monum. boica

II/286 erwähnt eine Vergabung des Chuno von Herrantesperch zugunsten der Propstei.

E b e r s b e r g, Benediktinerabtei in Oberbayern 1013—1595, später im Besitze des Jesuitenordens, ursprünglich ein Chorherrenstift, gegründet von den in Oesterreich begüterten Herren von Sempt. Das Stiftspatrozinium war der hl. Sebastian. In Krems und Umgebung kennt man einen Hof in Krems, in Neu-Weidling einen Hof mit einer Sebastiankapelle, andern Besitz zu Stein, Egelsee, Rohrendorf, Schranzendorf, Rohrendorf, Rehberg, Vangenlois, Schickendorf, weiters bei Kettlasbrunn, im Vangental östlich von Hollabrunn, wo zwei Dörfer mit dem Namen Absdorf bestanden, die wie der Besitz zu Vandersdorf von König Heinrich II. um 1055 dem Kloster überstellt worden sind. Schließlich gab es Zehente in Pöbbs und Persenbeug.

St. Emmeran in Regensburg, errichtet als Benediktinerabtei bei einer St. Georgskapelle (erwähnt 739). Die Abtei war ursprünglich mit dem Bisthofsitz vereinigt, aufgehoben 1812. Manche Besitzungen des Regensburger Hochstiftes dürften ursprünglich Klostergut gewesen sein. Emmeraner Gut läßt sich eindeutig nachweisen an der Erlaf (852), das später zu St. Peter, Salzburg kam, wie auch in Krems, bei Tulln, Persenbeug (1212) und an der Perschling (ehedem Besitz der Wilhelm-Engelschalt Sippe).

Ensdorf, Benediktinerstift bei Amberg, 1121—1803. Im Jahre 1156 wird der Kauf eines Gutes Reut (bei Gföhl?) vermerkt.

Formbach, Benediktinerabtei in Niederbayern, 1040—1803, Stiftung Himiltrudis, einer Tochter des Grafen Heinrich I. von Formbach. Die Abtei hatte ihren Hauptsitz in Oesterreich zu Gloggnitz, wo eine Propstei zur Verwaltung der dortigen Güter errichtet wurde. Die Güter fanden sich vornehmlich in und um Pitten und geht auf den Allodialbesitz des Grafen Gottfried von Wels-Lambach zurück, den Graf Ekkbert von Neuburg-Formbach, der Gemahl Mathildes, der Tochter dieses Grafen Gottfried, übernommen hatte (1055). Ekkbert widmete das Erbe von Gloggnitz bis zur Klamm (Schottwien) 1084 der Klosterstiftung seiner Tante Himiltrude. Später folgte 1094 die Schenkung des Marktes Neunirchen mit dem Münzrecht, dann die Pfarrkirche unterhalb der Burg Pitten und zu Neunkirchen mit Zehent und allem Zugehör wie die Kirche in Engelsprechtisdorf. Durch Tausch kam unter Herzog Leopold V. auch der Markt Herzogenburg an Formbach. Außer diesen Besitzungen in der Südostecke unseres Landes gab es noch Formbacher Liegenschaften in der Gegend um den Bisamberg mit Ha-

genbrunn und Klein-Enzersdorf, der 1130 an das Kloster gelangte. Den Großteil dieser Besitzungen verkaufte Formbach jedoch 1395 an das Stift Klosterneuburg, während die Pfarre Klein-Enzersdorf an das Schottenstift überging. Der namhafte Besitz von Hohenwart mit 20 Gehöften geht auf Eutgard aus dem Geschlechte der Ratelberger im 12. Jahrhunderte zurück. In der Folgezeit verblieb als größter Gutskörper die Propstei Gloggnitz mit dem Mönchswald in Steiermark.

Fürstenzell, Zisterzienserabtei in Niederbayern, 1276—1803. Sie hatte in Krems einen Hof (Hafnerplatz 42), der 1812 verkauft wurde, dann einen Hof zu Imbach (Münichhof) und Wein- gärten in Rehberg.

Gars, Benediktinerabtei, bei Wasserburg. In Rohrendorf ist 1420 Besitz nachweisbar.

Geisenfeld, ein Nonnenstift aus 1037, war begütert in Abtetten und hatte das Dorf Elsbach bei Sieghartskirchen.

Herrieden — auch Hasenrieden genannt — ehemals Benedik- tinerkloster, später Chorherrenstift, war aber im Besitze der Bischöfe von Eichstätt. König Ludwig der Deutsche schenkte dorthin Güter zu Melf, Pielach und „Grunzwita.“

Högelwert, ein Chorherrenstift im Salzburger Gebiet, 1124—1817. Wohltäter dieses Klosters waren insbesondere die auch in Nieder-Österreich sehr begüterten Herren von Plain, von denen das Stift 1227 Weingärten bei dem ehemaligen Ort Neun- dorf unterhalb Krems erhielten, dazu kam ein Hof in Krems, dann Besitz in Strasing und Pulkau.

Indersdorf, ein Augustinerkloster in Oberbayern, 1126— 1783, hatte in Weinzierl ein Haus, dann Weingärten um Krems, Straß und Gobelburg.

Mallersdorf, Benediktinerabtei in Niederbayern, 1109— 1803. Der auf Weinkultur eingestellte Besitz ist seit 1134 nach- weisbar und findet sich in Schlickendorf und Grunddorf, dann im verschollenen Markatsufer, Sittendorf, „Trazindorf“, und auch im Umkreis von Hollabrunn.

Metten, Benediktinerabtei bei Deggendorf, 750—1803, neu errichtet 1830. Die Anteile dieses Klosters waren in Österreich sehr alt und umfangreich. Ludwig der Deutsche gab 868 dorthin Güter in Traismasfeld (Traasdorf?) ab. 1156 schenkte Herzog Heinrich den Besitz des Albero von Hohenstein und 1198 wird dem Kloster die Mautfreiheit bestätigt. Herzog Heinrich gab auch seinem Ministe-

rialen During die Erlaubnis, von seinem Besitz an der Perschling Güter nach Metten zu schenken. Sehr alt und umfangreich war das Amt Eisenach=Dornach bei Amstetten, das bis 1788 beim Kloster blieb. In Rossatz und Umgebung (Rührsdorf) hatte es ein Haus und eine Hofstatt wie bei Krems Weingärten. Vor dem 15. Jahrhundert findet sich auch Besitz um Rabenstein, Viehofen, an der Perschling, zu Gneigendorf und Rußdorf a. d. Tr.

M o ß b u r g, ursprünglich Benediktinerabtei und ab 1004 Kollegiatstift bei Freising, gehörte zum Bisthofsitz Freising. Der später vom Hochstift Freising übernommene Besitz zu Hollenburg an der Donau geht auf König Arnulf zurück. Besitz gab es auch in Buchenau und Ebersdorf.

N e u s t i f t, Prämonstratenserkloster bei Freising, 1140—1803, bekannt auch unter dem Namen Neuzell, eine Stiftung des Bischofs Otto von Freising. Sein Besitz in Desterreich beschränkt sich auf die Gegend um den Ostrong, wo es nach 1141 von den Freisinger Bischöfen die Pfarre Münichreith, ferner's Liegenschaften in Pöbring und Mampelsberg bei Ebersdorf bekam. Der Grundbesitz in Ebersberg am Weizenbach geht auf Eckbert von Pernegg zurück.

N i e d e r = A l t a i c h, Benediktinerabtei bei Deggendorf, 741—1803, neubesezt von Metten aus. Ihr Patrozinium ist der hl. Mauritius. Der Kultureinfluß dieses Klosters war in Desterreich sehr weitgehend und tiefgreifend. Schon 812 wird ihm der Besitz in der Wachau bestätigt, welcher die dort entstandene Pfarre Spitz zum hl. Mauritius mit der späteren Pfarre Aggsbach-Markt in sich schloß. Verwaltungsstelle in Spitz war der bekannte Erlachhof. Es hatte dann Güter um und in Persenbeug (Hausbesitz), um Ybbs, an der Url bis Zeilern (Gidalarisbach). An der Pielach schenkte Karl d. Gr. 40 Königshufen, 1369 übernahmen die Herren von Zelking die Lehen an der Pielach. Sehr alt ist auch der Besitz um Absdorf am Wagram, dessen Kirche das Mauritiuspatrozinium führt. Die Kirchen zu Ragendorf und St. Gotthard unweit Manf erinnern an Kultureinflüsse von dort, wo der heilige Gotthard Angehöriger dieses Klosters war. Um 1011 bekam die Abtei 10 Königshufen bei Grafenwörth und 1019 auch Donauinseln. Mit dem Jahre 1045 wird sie Inhaberin von 10 Königshufen zu Nieder-Absdorf im Nordosten Nieder-Desterreichs. 1298 gab Ulrich von Rabensburg 2 Lehen und 1 Hofstatt in Walterndorf. Nach dem Rentenbuch werden 1257 in Krems 6 Weingärten angegeben. In dem verschollenen Neundorf und in Haizendorf wurden Dienste gereicht und an verschiedenen Orten im Lande Zehente eingehoben. Der in Monument. boica XI 63 erwähnte Ort Breitenloch ist unbekannt.

N i e d e r n b u r g, ein ehemaliges Frauenkloster bei Passau, besaß Weingärten in Rohrendorf, die 1323 und 1326 erwähnt werden.

St. N i k o l e i in Passau, 1076—1803, eine Stiftung des Bischofes Altmann. In Mautern erinnert der Nikolei-Hof an die ehemalige Verwaltungszentrale dieser Propstei. Sie hatte in Krems unweit der Pfarrkirche ein Haus, in Weinzierl ein Lehen, Weingärten in Loiben, Grunddorf am Kamp und Feuersbrunn. 1357 wird ein Hof in Eizendorf bei Obritzberg angegeben. Andere Besitzungen lagen zu Groß-Rust, Bachau Breindorf (wo?), um Hohenwart und insbesondere um Horn, wo ein Hof in dieser Stadt zur Einbringung der Zehente diente, die Bischof Altman um 1067 im Poigreiche seiner Propstei zugewiesen hatte. Von Agnes, der Gemahlin Heinrichs IV., erhielt sie den neunten Teil ihres Besitzes um Persenbeug und Mbbß. Dazu kam der Besitz um Münnichreith am Ostrong, früher Schwarzach genannt, und die Pfarre Neufkirchen. Markgraf Leopold gab 1136 hiezu Zehente und Besitz in diesem Schwarzach wie 2 Weingärten zu Mbbß.

O s t e r h o f e n in Niederbayern, 739—909 Benediktinerkloster, dann 1138—1783 Prämonstratenserstift. Die Abtei hatte in Krems einen Keller (1168), 1251 einen Hof und bis 1569 eine Mühle auf der Gänsewiese. Der Hof in der Ringstraße 38 wurde 1810 verkauft. Weingärten in Rohrendorf finden sich 1314 erwähnt. In Wullersdorf verkaufte das Kloster 1540 an den Grafen von Hardegg 13 Grundholden. Die Göttweiger Urkunden vermerken 1251 einen Tausch, indem Zehente um Krems an Osterhofen kamen, Göttweig hingegen das Dorf Oberfucha erhielt.

P r i e f l i n g, Benediktinerabtei bei Regensburg, 1109—1803. Sie hatte Güter um Persenbeug, denen Herzog Friedrich II. 1240 seinen Schutz zusicherte. Im Jahre 1283 veräußerte das Kloster seine Holden in Nöchling, Erla, Grub, Haid und Gottsdorf an das Stift Admont, dazu noch Dienste in und um Krems.

R e i c h e n b a c h, Benediktinerkloster in der bairischen Oberpfalz, 1118—1556, neuerlich bestanden 1669—1803, eine Gründung des auch in Oesterreich begüterten Geschlechtes der Cham-Bohburger. Besitz ist nachweisbar in Rohrendorf und im Hollabrunner Gebiet zu Perau und in dem verschollenen Wilolfsdorf, wo die Bohburger Grundherren waren. Später kam dieser Besitz an Göttweig.

K a i t e n h a s l a c h, Zisterzienserkloster in Oberbayern, 1143 bis 1803. Das Kloster besaß in Krems-Weinzierl einen Freihof

(1443), durch die Ruenringer erhielt es einen Hof in Altweidling, ebenso ist Besitz in Rohrendorf bekannt. Mit Stift Klosterneuburg machte es einen Weingartentausch in Krems. Die Schaumburger schenken mit Zustimmung Passaus die Kirche in Sarling an das Kloster. Die Pfarre Hadersdorf am Kamp war ihm 1797—1803 unterstellt. Durch Herzog Leopold erlangte es Mautfreiheiten in Krems, Persenbeug und Mauthausen.

R o t t, Benediktinerkloster bei Wasserburg am Inn, 1073—1803. Durch K. Heinrich IV. erhielt es 1073 Güter um Neunkirchen so in Breitenau, Ruprantesdorf (wo?), Schneßendorf und Haderichswörth. Da ein Teil der dortigen Besitzungen auch an Göttweig kam entbrannte zwischen beiden Klöstern ein langjähriger Streit, der sich für Göttweig ungünstig auswirkte. Nachgewiesen sind auch Grundrechte in Fischamend und in einem Chrumbinuz (Krumm-nußbaum bei Böchlarn?).

S e e o n, eine Benediktinerabtei in Oberbaiern, 994—1803. Es hatte Güter um Krems.

S. S a l v a t o r, in Niederbaiern, Augustinerstift 994—1803. Auch dieses war um Krems etwas begütert.

St. W e i t im Rottthal, Benediktinerkloster 1130—1802. Der Tei-
belhof in Krems am Hohen Markt 3 bildete die Verwaltungsstelle für seinen Weinbau um Krems.

T e g e r n s e e, Benediktinerstift, 8. Jahrhundert bis 1803. Die Kulturtätigkeit dieser berühmten Abtei gestaltete sich für Oesterreich ebenso fruchtbar wie etwa die von Nieder-Altaich. Einer wohlbegründeten Tradition nach ist sie die Siedlerin für das älteste Kloster Nieder-Oesterreichs, St. Hippolyt an der Traisen, dem die Stadt St. Pölten ihre Entstehung verdankt. Von K. Heinrich II. bekam sie 1002 in Lupna (Voiben) 2 Hufen, wo die Pfarre Voiben und die gleichnamige Grundherrschaft entstand. Auch in Joching und Dürnstein findet sich Eigentum dieser Abtei. Ein weiteres Zentrum seiner Güterverwaltung war das Amt Achleiten, das in seinen Anfängen bis in die karolingische Zeit zurückgreift und der die Kirchen in Achleiten und Strengberg unterstellt waren, wie auch die Besitzungen in Haag und Kreisbach bei Amstetten. Im Gebiete der Perschling und Triefling erhielt es 1020 5 Königshufen. Im Jahre 1204 bestätigte der Herzog den klösterlichen Besitz in Voiben, Breusbach, an der Erlaf und Perschling wie die 5 Hufen bei Triefling. Das Tegernseer Patrozinium Quirinus erscheint nicht allein in Voiben, sondern auch an einer Kirche in Fischamend.

Wilschhofen, ehemaliges Kollegiatstift, war im Besitze der Pfarre Weiten und Raab am Jauerling 1432—1803.

Waldersbach, Zisterzienserkloster in der bairischen Oberpfalz, 1143—1803, eine Gründung des Landgrafen Otto von Stefaning-Riedenburg. Dessen Sohn Heinrich war mit Richardis, einer Tochter Leopolds III., verheiratet und Burggraf von Regensburg. Richardis spendete einen Teil ihres väterlichen Erbes um Persenbeug und Obbs an dieses Kloster mit der Pfarre Gottsdorf 1143. Im Jahre 1197 übergab Leopold IV. Güter zu Gottsdorf und Mößling wie auch Weingärten um Hundsheim. Schon 1268 verkaufte das Kloster seinen Besitz in Gottsdorf und Mößling an das Stift Adlersbach, welches seinerseits wieder diese Güter vor 1345 an Eberhard von Wallsee um 200 Mark abtrat. Ein „Waldersbacherhof“ wird 1500 in Mautern genannt.

Weihenstefan, Benediktinerstift bei Freising, 8. Jahrhundert bis 1803. Im Jahre 1021 erhielt es einen Streifen Land zwischen der Insel Sachseingang bis Orth von K. Heinrich III. zugesprochen, der jedoch schon 1030 vom Hochstift Freising übernommen wurde. Dazu gehörte auch Besitz in Groß-Enzersdorf.

Windberg, Prämonstratenserstift in Unterbaiern, c. 1180—1803, besaß Weingärten in Rohrendorf.

St. Zeno, Augustinerstift bei Reichenhall, c. 1136—1803. Bekannt ist der Hof in Krems-Weinzierl (Zenohof), der 1858 vom Stifte St. Peter in Salzburg übernommen wurde. Dazu gehörten Weingärten in Vandersdorf und Weinzierl.

Zieht man in Erwägung, daß mit vielen dieser altbairischen Klostergrüter die Erinnerung an die Einwanderung bairischer Siedler und ihrer Arbeiten besonders im Dienste des Weinbaues wie des damit verbundenen Handels und Verkehrs zunächst auf dem Donauwege wie der von den dortigen Klöstern in Oesterreich gepflegten religiösen Bildung sich verbindet, dann kann schlußfolgernd gesagt werden, daß die Tätigkeit dieser Klöster für unsere Heimat einen wesentlichen Beitrag zu ihrer Kulturentwicklung abgegeben hat.

Quellen: Fischer, Denkwürdigkeiten des Stiftes Klosterneuburg II. — Fuchs, Göttweiger Urkundenbücher — Horner Heimatbuch I. — Kerschbaumer, Geschichte der Stadt Krems — Keiblinger, Geschichte des Stiftes Melk II. — Maidhof, Passauer Urbare — Meiller, Babenberger Regesten — Monumenta boica IV., V., IX., X., XV. — Schiffmann, Ob.-Oesterr. Stiftsurbare — Stepan, Waldviertel VII. — Topographie N.Oe. — Urkundenbuch von Ober-Oesterreich — Vancsa, Geschichte von Nieder- und Ober-Oesterreich I. — Verein f. Landeskunde N.Oe. — Publikationen des — (Blätter und Jahrbücher). — Notizen aus dem n.ö. Landesarchiv.

Die Urfarre Bölla

Von Rupert Saner. (Schluß)

O b e r n d o r f mit Ober-Plöttbach, Hörmanns, Perweis, Alschershof und Rühbach erscheint bereits 1333 als selbständige Pfarre, aber nicht in diesem Umfange. Das Patronat hatten damals die Brüder Ulrich und Berchtold von Bergau.²⁾ Um 1390 erscheint, wohl irrtümlich, der Abt von Zwettl als Patron, denn tatsächlich wird 1420 das Stift Melk als Patron angegeben, welches dann 1661 die Pfarre Oberndorf an den Freiherrn Joachim von Windhag abtrat, der es mit Groß-Poppen vereinigte.³⁾ 1415 werden nur Hörmanns und Ober-Plöttbach als zur Pfarre gehörig angegeben.⁴⁾ Oberndorf selbst, Ober-Plöttbach und Hörmanns gehörten 1662 bis 1755 zur Pfarre Groß-Poppen, Rühbach bis 1785 zu Döllersheim, Hörmanns und Oberndorf von 1624 bis 1662 zu Groß-Haselsbach.⁵⁾ 1755 wurde die Pfarre unter dem Patronate der Herrschaft Groß-Poppen wieder errichtet. 1938 wurde sie aufgelöst und seither nicht mehr aufgerichtet. Die Matriken verwahrt die Pfarre Groß-Globnitz.

Im westlichen Zipfel der Urfarre Bölla liegt heute die Pfarre Kirchberg am Walde. Die Pfarre dürfte schon sehr früh aus der Mutterpfarre ausgeschieden worden sein, da schon 1240 ein Pfarrer Ulrich von Kirchberg genannt wird,⁶⁾ der doch wohl eher hieher zu beziehen ist und nicht auf Kirchberg am Bagram,⁷⁾ da letzteres ursprünglich und noch 1413 den Namen St. Stephan am Bagram führte.⁸⁾ Das Landgericht Kirchberg wurde nach Grund (S. 62) um 1380 ausgeschieden, die Pfarre aber wurde jedenfalls bedeutend früher aus der Pfarre Bölla ausgeschieden, da das Zehentverzeichnis von 1415 sie überhaupt nicht mehr anführt. Das Geschlecht der Kirchberger, das hier geseßen ist, war wohl eine Seitenlinie der Ruenringer. In den Zeugenreihen der Urkunden erscheint das Geschlecht der Kirchberger immer in der Nähe der Ruenringer. So erscheinen unter den Wohltätern des Stiftes Zwettl im Jahre 1201 auch Gisela von Gars und Gisela, die Gemahlin des Azzo von Herzmannswiesen und zwischen beiden Ulrich von Kirchberg.⁹⁾ Um 1290 erscheint in einer Zeugenreihe Leutold von Ruenring und unmittelbar nach ihm Ortolf von Kirchberg und sein Bruder Albero.¹⁰⁾ Außerdem erscheint bei den Kirchbergern der Name Albero, ein Hausname der Ruenringer. Schon im 12. Jahrhunderte erscheint als Wohltäter des Stiftes Zwettl ein Rudolf von

Kirchberg.¹¹⁾ Das Patronat ist ohne Unterbrechung mit dem Gute verbunden geblieben.

Das Pfarrgebiet umfaßt heute außer dem Hauptorte noch Fromberg, Hollenstein und Ulrichs; bis 1784 gehörten auch Süßenbach, Warnungs und die Kleinhausgemeinde Mondorf zur Pfarre und ursprünglich auch Hoheneich. Dieses ursprüngliche Pfarrgebiet deckte sich auch mit dem ursprünglichen Landgerichte. Hoheneich ist wohl schon im 14. Jahrhundert als Filiale von Kirchberg abgetrennt worden und erscheint bereits um 1390 als selbständige Pfarre unter dem Patronate der Kirchberger.¹²⁾ Da 1355 Niklas der Kirchberger von Hoheneich genannt wird,¹³⁾ muß man wohl annehmen, daß in Hoheneich eine Seitenlinie der Kirchberger saß, die zweifellos, so lange dieser Edelsitz bestand, das Patronat über die Kirche ausübte. Um 1540 ging die Pfarre Hoheneich ein, wurde wieder Filiale von Kirchberg und erst 1689 wieder hergestellt.¹⁴⁾ Die Matriken beginnen erst 1710. Im Jahre 1783 wurde Mondorf eingepfarrt und zwar die Kleinhausgemeinde von Kirchberg, die Großhausgemeinde von Waldenstein her und gleichzeitig Neu-Nieder-Schrems von Schrems her. Die Pfarre war also wohl, wenigstens nach ihrer Wiederaufrichtung, auf Hoheneich beschränkt.

Aus dem Pfarrgebiete von Kirchberg wurde 1784 Süßenbach mit Warnungs als eigene Pfarre abgetrennt und derselben Ottenschlag von der Pfarre Groß-Globnitz angeschlossen. Das Patronat ist, wie bei den meisten Josephinischen Pfarren, landesfürstlich.

Auch im Gebiete von Weißenalber finden wir am Ende des 13. Jahrhunderts Angehörige der Kuenringer-Sippe begütert, nämlich die Herren von Schönberg. 1289 gibt Hadmar von Schönberg sein Dorf Weißenalbern, das er ererbt hatte, für den Fall seines Todes dem Stifte Zwettl mit der Verpflichtung, daß dieses Stift der Kirche in Pölla zum Ersatze für den von ihm zugefügten Schaden jährlich 1 Talent oder auf einmal 10 Talente entrichte.¹⁵⁾ Der Stammvater der Herrn von Schönberg war Rapoto von Schönberg (gest. nach 1176), der Bruder Albero III. von Kuenring.¹⁶⁾ Dieser ist wohl auch der Gründer von Weißenalbern, wie schon der Name andeutet. Es kommt dieser Name, wie wir gesehen haben, auch bei den Kirchbergern vor, aber wären die Kirchberger die Gründer von Weißenalbern gewesen, dann wäre unverständlich, daß das Gebiet desselben bis zum Jahre 1601 zum Landgerichte Pölla-Drumau gehört hat, während das Landgericht Kirchberg, mit dem Pfarrgebiete identisch, schon um 1380, wenn nicht früher, aus Pölla ausgeschieden wurde. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß Weißenalbern die ältere Gründung ist und dessen

Gebiet ursprünglich auch das Gebiet der heutigen Pfarren Kirchberg, Hoheneich, Hirschbach und Süßenbach umfaßt hat. Nur so kann man sich die Zerschneidung der Pfarre Weißenalbern befriedigend erklären.

Die Pfarre reicht mindestens ins 13. Jahrhundert zurück, wie die ursprünglich romanische Anlage der Kirche, die noch deutlich erkennbar ist, beweist. Als Patron erscheint ca. 1390, 1429 und 1476 die Pfarre von Altpölla. 1519 wurde Weißenalbern mit Altpölla dem Propste von Zwettl übergeben, der zugleich Pfarrer von Altpölla war.¹⁷⁾ 1560 wurde die Pfarre Altpölla wieder von der Propstei Zwettl getrennt, aber Propst Zenonian behielt das Patronat über Weißenalbern zurück, so daß es auf diesem Wege unter dem Patronate der Propstei blieb und mit dieser schließlich im Jahre 1882 unter das Patronat der Stadtgemeinde bzw. Sparkasse Zwettl kam.

Im Jahre 1741 wurde durch Franz Sigmund Graf von Herberstein, Besitzer des Gutes Hirschbach, Hirschbach, Rottenbach, Klein-Gloms und Stöbeles von Weißenalbern getrennt und als eigene Pfarre aufgerichtet.¹⁸⁾ 1758 wurde auch Klein-Schönau von Groß-Globnitz nach Hirschbach umgepfarrt. Das Patronat ging 1760 mit dem Gute Hirschbach an die Herrschaft Kirchberg über. Die letzte Abtrennung von der einst großen Pfarre Weißenalbern erfolgte im Jahre 1783, in welchem Klein-Ruprechts und Groß-Höbarten nach Waldenstein umgepfarrt wurden.

Von dem Gebiete, das einst zur Urpfarre Altpölla gehörte, sind nur die Orte Klein-Enzersdorf, Klein-Raabs, Wegscheid, Ramsau und Tiefenbach bei der Pfarre geblieben. 1415 gehörten noch zur Pfarre: Thures, Mestreichs, Felsenberg, Germanns, Mondorf, Neupölla, Wilhalm, Wezles, Rienberg, Reichhalm, Voibenreith, Kiegers, Schmerbach und einige andere abgekommene Orte.¹⁹⁾ Infolge der Reformation erreichte die Pfarre nochmals eine größere Ausdehnung, da bis zum Jahre 1754 die Pfarren Franzen, Idolsberg, Kruman, Edelbach, bis 1784 Neupölla, und auch Teile von St. Leonhard zu Altpölla gezogen worden waren.²⁰⁾ Mit dem Jahre 1754 beginnt dann der Abbau, bis im Jahre 1784 der gegenwärtige Stand erreicht war.

Bleibt noch die Frage nach dem Gründer der Urpfarre Pölla. Als ziemlich sicher ist in den letzten Jahrzehnten angenommen worden, daß es sich bei den 13 Pfarren, die in der Urkunde von 1135 vorkommen, um Eigenpfarren der Babenberger handle. So schreibt Rechner 1924: „Das Gebiet von Pölla gehörte stets in den babenbergischen Hoheitsbereich; die Kirche hier war markgräfliche

Eigenkirche.“²¹⁾ Derselben Ansicht ist um dieselbe Zeit auch H. Wolf.²²⁾ Vechner ist dieser Ansicht noch im Jahre 1933²³⁾ und Plöchl noch 1935.²⁴⁾ Bald nachher trat ein Umschwung in der Auffassung ein. „Schon 1936 und 1937 habe ich darauf hingewiesen, daß sie (die Babenberger) besitzrechtlich zunächst im Lande keine Rolle spielten“, schreibt Vechner.²⁵⁾ „Die Babenberger können demnach nicht die Gründer der 13 Pfarren sein, die seit 1135 als ihre Eigenpfarren erscheinen und zu gelten haben,“ folgert Wolf. Er meint, sie müßten kurz vorher an die Babenberger gekommen sein und er bringt diese 13 Pfarren mit der Gründung des Kollegiatstiftes Klosterneuburg in Zusammenhang. Damit ist auch die Ansicht, die Pfarre Pölla sei eine habenbergische Eigenpfarre, aufgegeben. Wer war also der Gründer? Wolf meint, daß für die Gründung des Stiftes nur der König in Betracht komme. „Nur der König konnte damals (um die Mitte des 11. Jahrhunderts) noch über so weit ausgedehnte Besitzrechte verfügt haben, um als Gründer aller 13 Pfarren in Frage zu kommen. Denn zweifellos sind sie alle gleichzeitig entstanden. Daß in derselben Zeit auch das Stift Klosterneuburg entstand, ist sehr wahrscheinlich. Und möglich wäre es, daß die 13 Pfarren und das Stift königliche Gründung sind.“²⁷⁾ Von der Möglichkeit bis zur Wirklichkeit ist freilich ein weiter Weg und die Annahme, diese 13 Pfarren seien gleichzeitig gegründet worden, hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Im Falle Pölla ist übrigens die Frage nach dem Gründer nicht so ganz aussichtslos. Da ist zunächst die Urkunde von 1150, die besagt, daß Heinrich von Ramegg auf Allentsteig dem Bischof Konrad von Passau seinen Besitz in Rainrathsdorf übergibt und von ihm dafür zur dortigen Kirche „die Zehente mit den Dörfern (decimas cum villis)“ erhält, die dann aufgezählt werden; es sind 21.²⁸⁾ Diese Worte lassen nur eine Deutung zu: Die Dörfer waren im Besitze des Bischofs, er war der Grundherr! Dazu bemerkt von Vechner: „Wenn die Urkunde etwas unklar sagt, daß Heinrich von Ramegg den Zehent „mit“ den Dörfern („decimas cum villis“) erhielt, so darf dies nicht so ausgelegt werden, als ob damals die Orte selbst im Besitze von Passau gewesen wären.“²⁹⁾ Diese Auffassung wird man nicht teilen können, denn man fragt sich vergebens, was da unklar sein soll und warum man in diesem Falle die Worte nicht so nehmen darf, wie sie da stehen. Auch ist die Echtheit dieser Urkunde bis jetzt nicht in Zweifel gezogen worden. Die völlig eindeutige Urkunde ist anscheinend der einzige erhalten gebliebene Beleg für einen Vorgang, der sich damals wohl öfters abgespielt hat. Dieser Mangel an Nachrichten macht es viel-

schon so schwer, die ursprünglichen Besitzverhältnisse aufzuhellen, besonders dann, wenn Vorgänge mitgespielt haben, die nicht rechtens waren, wie die Urkunde von 1137 vermuten läßt. Diese Vorgänge haben schließlich dahin geführt, daß der Landesfürst das Patronat über die Pfarre Pölla inne hat.

Im Jahre 1132 übergibt Bischof Regimar von Passau an Heinrich von Stamegg das Patronat über die Kirche in Allentsteig. Er hätte es nicht tun können, wenn er nicht selbst Grundherr und Erbauer der Kirche in Allentsteig gewesen wäre; denn es gibt keinen anderen Rechtsgrund, den Besitz dieses Rechtes in der Hand des Bischofes zu erklären; es müßte denn sein, daß auch ihm das Patronatsrecht übertragen worden sei.

Das Kollegiatstift Klosterneuburg ist für das Jahr 1108 zum erstenmale urkundlich bezeugt. Hat eine Beziehung der Pfarre Pölla zu diesem bestanden, wie Wolf sie vermutet, dann muß diese schon 1108 bestanden haben, ja ihr Bestand muß schon bedeutend früher, wohl schon um 1050 angenommen werden. Aber auch die Abtrennung der Pfarre Allentsteig im Jahre 1132 weist den Bestand der Mutterpfarre schon bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zurück, da kaum schon in den ersten Jahren des Bestandes eine Abtrennung anzunehmen ist.

¹⁾ Schuster S. 17, 11. (Heft 2, 53). — ²⁾ Gesch. Beil. XI. 517. — ³⁾ Oester. Kunsttopogr. VIII. S. 366. — ⁴⁾ Gesch. Beil. VII. S. 379. — ⁵⁾ Schuster S. 17, 32. — ⁶⁾ Gesch. Beil. XII. S. 478. — ⁷⁾ Unsere Heimat 1952, S. 209. — ⁸⁾ Top. v. N.Oe. V. S. 121. — ⁹⁾ Link, Ann. Clarav. I. S. 240. — ¹⁰⁾ a. a. D. S. 470. — ¹¹⁾ Gesch. Beil. XIII. S. 478. — ¹²⁾ Hippolytus 1863, S. 150. — ¹³⁾ Gesch. Beil. IX. S. 150. — ¹⁴⁾ Link, I. S. 581 f. — ¹⁵⁾ Gesch. Beil. VII. S. 374. — ¹⁶⁾ Lechner, Stammbaum der Kuenringer, Jakob. f. Lk. v. N.Oe. 1924. — ¹⁷⁾ Gesch. Beil. VII. S. 282. — ¹⁸⁾ a. d. D. S. 400. — ¹⁹⁾ a. d. D. S. 376 f. — ²⁰⁾ Schuster a. d. D. S. 7. — ²¹⁾ Jahrb. f. Lk. v. N.Oe. 1924, S. 130. — ²²⁾ Jahrb. f. Lk. 1944/48 S. 99, Ann. 60. — ²³⁾ Horner Heimatbuch S. 222. — ²⁴⁾ Plöchl, a. d. D. S. 30. — ²⁵⁾ Lechner, Die Babenberger und Oesterreich, Wien 1947, S. 11. Bindenschild-Verlag. — ²⁶⁾ Jahrb. 1944/48, S. 100. — ²⁷⁾ a. d. D. S. 102. — ²⁸⁾ Jahrb. 1924 S. 68. — ²⁹⁾ Stepan, Das Waldviertel VII/2 S. 78. —

Waldviertler Kost und Küche

Von Karl Höfer, Krems

Wir in der Stadt kochen, backen und braten heute mit Kohle, Gas und elektrischem Strom in hellen Küchen und schaffen Speisen aus den verschiedensten Materialien und Gewürzen.

Wo und womit bereitete unsere Waldviertler Bäurin, so um 1880 herum, das Essen und was nahm sie dazu?

Damals gab es noch die letzte „schwarze Kuchl.“

Eine „schwarze Kuchl“ war in der Mitte des Bauernhauses, hatte also keine Fenster. Das bißchen Licht kam vom Vorraum her durch die offene Türe; sonst leuchtete das Herdfeuer oder, wenn es hoch herging, ein Kienspan.

Während das übrige Gebäude oft noch ein Blockhaus aus Holz war, bestand die „schwarze Kuchl“ aus Lehm- oder Ziegelmauerwerk. Ueber den vier Wänden wölbte sich eine Kuppel, die oben in der Mitte einen schließbaren Kamin hatte, der über dem Dache als Schornstein endete. An der Mitte einer Wand oder in einer Ecke des Raumes stand der gemauerte tischartige Herd, der unten eine geräumige Nische für das Brennholz hatte.

Auf dem Herde brannte ein offenes Feuer. Funken, aufsteigender Rauch und Dampf erfüllte bei Wind die ganze Küche und schlug sich zum Teil an Wänden und Geräten als schwarze Kruste nieder, bis der Rest endlich durch den Kamin entwich.

In der „schwarzen Kuchl“ war meist auch das Backofenloch, während auf der anderen Seite der große Ofen in die Stube ragte.

Die „schwarze Kuchl“ erfuhr dadurch eine Verbesserung, daß über dem Herde an der Wand oder in der Ecke ein trichterartiges gemauertes oder blechernes Dach aufgeführt wurde, das den größten Teil von Rauch und Dampf abfang und in den Kamin ableitete.

Das Feuer wurde mittels fleinerer Holzscheite genährt; lange Scheite für stärkeres Feuer wurden, um besser zu brennen, mit einem Ende auf den „Feuerhengst“, ein bockähnliches Eisengestell, gelegt.

Kleinere Mengen von Speisen wurden in gußeisernen oder tönerernen Stielpfannen mit drei Füßen zubereitete, die über das Feuer gestellt wurden. Für Töpfe und Bratreinen gab es kleinere und größere Dreifüße; das waren Ringe aus Flach Eisen, an die drei Füße angeschweißt waren. Auf diese Ringe wurden Töpfe und Bratreinen über das Feuer gestellt, bis der Inhalt kochte; dann wurden die Töpfe und Bratreinen ohne Dreifüße an den Rand des Feuers gestellt, um dort weiterzukochen und zu braten.

Dann gab es noch Roste mit Stiel und Füßen. Ein wichtiges Gerät war der Mörser. Das Koch- und Bratgeschirr war aus Ton, Guß- oder Schmiedeeisen.

Der schließbare Kamin über dem offenen Feuer diente nach dem alljährlichen Schweineschlachten auch als Selchraum („Sölch“).

Durch kreuzförmig in einen entrindeten Fichtenstamm gebohrte Löcher wurden geschälte Nester gesteckt und an sie christbaumartig die Fleischstücke gehängt. Oft benützte man auch eine entrindete junge Föhre, deren Nester quirlartig über spannlang abgeschnitten waren („Spruadlabam“). Da der mit Fleischstücken behängte Baum von beträchtlichem Gewichte war, hatten zwei Männer vollauf zu tun, ihn aufzurichten, in den Kamin einzuschieben und dort zu befestigen. Später hängte man die Fleischstücke an kurze Stangen, die dann einzeln quer in den Kamin auf Vorsprünge gelegt wurden.

Der während des Kochens vom Feuer aufsteigende Rauch besorgte nun zum Teil das Räuchern; die übrige Zeit mußte mit Buchenspänen und „Kronawetten“ (Wacholderstauden) ein schwelendes, stark rauchendes Feuerchen unterhalten werden. Da die Wacholderbüsche für das Selchen rücksichtslos ausgehackt wurden und der natürliche Nachwuchs diesem Raubbau nicht genügte, ist der Wacholder heute fast ausgestorben und das Waldviertel um eine Zierde der Landschaft ärmer geworden.

Nach beendeter „Sölch“ wurde der abgeleerte geschwärzte „Spruadlabam“ bis zu seiner Wiederverwendung irgendwo im Hofe unter einem Dache abgestellt.

Im Laufe der Zeit baute man in den Häusern eigene „Sölichen.“

Wenngleich der Backofen schon öfters anschließend an die „schwarze Kuchel“ gebaut war und von dieser aus bedient wurde, so gab es noch immer Backöfen in Form eines Häuschens, die nach alten Vorschriften wegen der Feuergefahr allein abseits der Gehöfte standen. Man trifft sie noch oft mehr oder minder gut erhalten und manche werden auch heute noch benützt.

Durch die Errichtung der Eisengießerei in Joachimstal bei Harman Schlag, die bald ihre Erzeugnisse über das Waldviertel hinaus verbreitete, wurden gemauerte Küchenherde mit gußeisernen Herdplatten, geschlossener Feuerung auf Gitterrosten, mit Aschenloch, Backrohr und Wassermanne üblich, die in Küchen mit Fenstern („liachte Kuchel“) aufgestellt werden konnten. Dadurch wurde die „schwarze Kuchel“ mit dem gefährlichen offenen Feuer, mit ihrem Ruß und ihren sonstigen Nachteilen immer unbeliebter. Man muß sich nur vorstellen, was es hieß, oft dreimal des Tages in einer solchen „schwarzen Kuchel“ beim offenen Feuer zu stehen.

Mit der Errichtung der „liachten Kucheln“ und der geschlossenen Küchenherde waren aber stets größere bauliche Veränderun-

gen mit nicht wenig Kosten verbunden, sodaß sich manche Bäuerin noch lange mit ihrer „schwarzen Kuchl“ „fretten“ mußte, bis einmal ein Brand diesem mittelalterlichen Erbe ein Ende setzte. Neue „schwarze Kuchln“ wurden dann nicht mehr erbaut.

Eine Grundregel war, möglichst alle Lebensmittel, Gewürze und was sonst noch zum Kochen benötigt wurde, in der eigenen Wirtschaft hervorzubringen und möglichst wenig einzukaufen.

Im eigenen Hausgarten zog man Äpfel, Birnen, Kirschen und Zwetschen, dann den Holunder, den Kren, Gurken, gelbe und rote Rüben, Petersilie, Salat und oft den „Bauernkaffee“; von den Feldern hatte man Korn, Gerste und Weizen, Hirse, Kartoffeln, Kraut, Mohn und Wein. — Im Walde sammelte man Schwarz- (Heidel-) und Himbeeren und Tee; die Vieh- und Geflügelzucht lieferte Milch, Käse und Butter, Fleisch und Fett, Eier, die Bienenzucht Honig.

Der sogenannte „Bauernkaffee“ war die blaue Lupine (*Lupinus angustifolius*), die im 16. Jahrhundert aus Spanien nach Deutschland eingeführt wurde, ein aufrechtes Kraut mit hellblauen Blüten und haarigen Schoten mit je mehreren kleinen Samen, die geröstet, im Mörser gestoßen und dann aufgebraut, einen guten Kaffee-Ersatz boten. In fast jedem Bauerngarten wurde ein Beet mit dieser Pflanze angebaut. Um 1890 war der „Bauernkaffee“ so ziemlich verschwunden.

Aus Korn mahlte der Dorfmüller Mehl und Schrot, aus der Gerste rollte er Graupen (Rollgerstel), aus Weizen mahlte er Grieß und Mehl. Das Kraut wurde entweder frisch gekocht gegessen oder auf eine recht urwüchsige Art eingesäuert („Kraut treten“). Aus den Weinsamen wurde in Mühlen, die oft auch Delstampfen hatten, Del gepreßt, das dann zum Schmalzen und Backen und als Salatöl verwendet wurde. Auch die Delstampfen und Pressen verschwanden. Diese Art der Delgewinnung war sehr feuergefährlich, viele Delpressen brannten ab und wurden nicht mehr aufgebaut. In St. Martin hat das rechte steinerne Widerlager des Holzsteiges bei der Marktmühle drei Mulden und ist ein Ueberrest der ehemaligen Delstampfe dieser Mühle.

Heidelbeeren wurden getrocknet und galten als gutes Mittel gegen Durchfall; aus Himbeeren machte man einen Saft, den mit Wasser Kranke als kühlendes Getränk bekamen. Als Tee wurden Blätter, Blüten und Wurzeln von allerlei Pflanzen gesammelt;

fast jede Familie hatte ihre Hausmittel, an deren Wirkung man felsenfest glaubte.

Die Milch der Kühe wurde teils verkauft, teils in der eigenen Küche verbraucht, teils zu Butter und Töpfen (Frischkäse) verarbeitet. Eine kleine Berühmtheit waren die „Kasquargl.“ Aus Töpfen wurde mit etwas Rahm, Salz und Kümmel kleine Regel geformt, die dann in schönen Reihen auf einem Brett im offenen Dachbodensfenster getrocknet wurden. Da wurden sie fest, bekamen eine gelbliche steinharte Rinde und einen guten Geschmack. So bildeten sie bei der Feldarbeit oder bei Gängen über Land zum Brot eine haltbare Zuskost.

Wenn im Spätherbst bleibender Frost eintrat, war für das Mastschwein die letzte Stunde gekommen. Hierbei betätigte sich mit mehr oder weniger Geschick der Bauer als Schlächter, sodaß das Wehgeschrei der Schweine im ganzen Ort zu hören war. Manchmal, wenn gerade ein Kind das Hofstor offen gelassen hatte, entwichte so ein Borstenvieh seinen Peinigern und es ging zur „Gaudi“ (Gaudium) von alt und jung eine wilde Jagd durch das Dorf los, bis das Tier als Gefangener wieder eingebracht wurde. Dann gab es frisches Fleisch, „Schwartln“, Grammeln, Fett, Würstel und „Blunzen“ (Blutwürste), Eingepökeltes und schließlich Gefelchtes, das haltbar geräuchert bis zum Sommer aushalten mußte.

Kaufen mußte man Essig, Sirup, Zucker, Salz, Pfeffer, Safran, Zimt und Kaffee. Der Bohnenkaffee wurde immer allgemeiner verwendet und mit ihm bürgerte sich auch die Kaffeemühle ein.

Zucker gab es nur in Form von „Zuckerhüten“, das waren hohe Regel mit stumpfer Spitze, die in starkes blaues oder schwarzes Papier eingerollt und mit „Zuckerschnur“ abgebunden war. Ein Zuckerhut wog so bis etwa 10 kg; 1886 kostete ein Kilo 40 Kreuzer. Der Zuckerhut wurde vom Kaufmann mit einer Art Hackmesser zerteilt; zu Hause behalf man sich dann mit einem großen Küchenmesser. Dabei spritzte es nach allen Seiten und wir Kinder suchten uns die Zuckersplitter auf dem Boden zusammen. Brauchte man Staubzucker, so wurde ein Stück Hutzucker im Mörser zerstoßen. An den Zuckerhut erinnert noch ein altes Kinderrätsel:

„Oben spitzig, unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.
Was ist das?“

Dem „Salzstock“, das war ein nackter, außen ziemlich schmutziger, klobiger Regeltumpf in der Größe eines heutigen Bleimers;

Diesem Kerl ging man mit Säge und Reibeisen zu Leibe. Das äußere schmutzige Salz bekam das Vieh.

Das Brot wurde zu Hause auf Vorrat gebacken und die Vorratslaibe in der maußicher aufgehängten „Brotloata“ verwahrt. Zu Weihnachten wurden in den Teig für einige Laibe „Klezen“ (getrocknete Birnschnitzel), Nußkern- und Feigenstückchen gemischt und nun das „Klezenbrot“ gebacken.

Nun will ich noch etwas vom damaligen Speisjetzel verraten. Ich selbst bin ja kein Koch und habe auch nicht die Absicht, nachträglich ein Kochbuch für die Zeit vor etwa siebenzig Jahren zu schreiben. Zu den Kochrezepten stand mir meine Schwester bei. Auffallend ist der damalige große Verbrauch an Mohn.

Das Frühstück und manchmal auch das Abendessen bestand meist aus „Stoß-Suppe.“ Mehl und etwas Salz wurde mit saurer Milch abgesprudelt, in siedendes Wasser gegeben und aufkochen gelassen. Dann wurde Brot eingebrockt oder gesottene Kartoffel in der Schale, die sich jeder selbst schälte, dazugereicht.

Hauptspeisen für größere Mahlzeiten waren:

„Bauhnl“: gekochte Pferdebohnen mit Fett und gestoßenem Mohn.

„Gefochte Erdäpfel“: In der Schale gekochte Kartoffeln wurden heiß in einer Schüssel auf den Tisch gestellt; jeder schälte sich seine Kartoffeln selbst. In einer Schale war Leinöl, in das nun jeder seine Kartoffeln eintauchte und aß. Heute ist Leinöl als Nahrungsmittel ganz abgekommen und werden heute in der Bauernküche auch nur mehr gekaufte Öle verwendet.

„Erdäpfelschöberl“: Geschälte rohe Kartoffeln wurden gerieben und ausgepreßt, gesalzen, mit Grammeln gemischt, in einer gefetteten Pfanne gebacken und dann mit einer Gabel zerrissen. Hierzu wurde warmes Sauerkraut gegeben.

„Erdäpfelknödel“: Aus einem Teige von rohen, geschälten, geriebenen und ausgepreßten Kartoffeln und etwas weniger geschälten, gekochten, geriebenen Kartoffeln mit etwas Salz wurden faustgroße runde Knödel gemacht und in Salzwasser gekocht. Diese Knödel aß man zu gekochtem Sechfleisch mit Sauerkraut.

„Fleisch- oder Grammelknödel“: Aus dem obigen Teige wurden kleine Schüsseln gemacht, gekochtes, gehacktes Sechfleisch oder Grammeln hineingegeben, die Knödel geschlossen und in Salzwasser gekocht. Dazu gab es Sauerkraut oder Salat.

„Mohnknödel“: Aus einem Teige aus Roggenmehl und ge-

geschälten gekochten Kartoffeln und etwas Fett werden Schüsserln geformt, diese mit einem Brei aus gestoßenem Mohn, Milch und Zucker oder Sirup gefüllt, geschlossen, flache Knödel geformt und auf einem Blech in der Röhre ausgebacken. Mohnknödel waren den Kindern eine beliebte Wegzehrung auf dem Schulweg.

„Mohnnudeln“ (Schnitternudeln). Geröstetes Roggenmehl mit geschälten, gekochten Kartoffeln wurde zu einem Teige geknetet; daraus wurden Nudeln gerollt, diese mit heißem Fett geschmalzen, dick mit gestoßenem Mohn und mit etwas Zucker bestreut und mit Brantwein (beim Kornschnitt) oder mit Sirup begossen. Besonders den Kindern sah man dann an, daß sie Mohnnudeln gegessen hatten.

„Mohnsterz“: Geröstetes Roggenmehl wurde mit geschälten gekochten Kartoffeln gemengt, mit dem Kochlöffel in der Teigmitte bis auf den Reindboden zum besseren Ausdünsten ein Loch gemacht, noch dünsten gelassen; dann wurde die Masse in heißem Schmalz mit dem Sprudler zerstampft und mit viel gestoßenem Mohn und etwas Zucker aufgetragen.

„Sterz, Brennsterz oder nacketer Sterz“: Roggenmehl wurde gelblich geröstet („linden“), gesalzen, mit siedendem Wasser übergossen, mit einer Gabel zerrissen und dann in heißem Fett zugedeckt dünsten gelassen.

„Schobnblattln“: Nach dem Formen der Brotlaibe wurde der Backtrog ausgekratzt (ausge-„schobt“) und aus diesem „Trogcherat“ eine Art Nudelflecke gemacht, die nach dem Brotbacken im noch heißen Baufen getrocknet wurden. Die erkalteten spröden Zelten wurden über einem auf dem Boden ausgebreiteten Leintuche meist von Kindern in kleine Stücke zerbrochen, wobei auch die Nachbarfinder gegenseitig mithalfen. Die Stückchen wurden in Leinensäckchen auf dem Dachboden mausicher als Vorrat aufgehängt. Bei Bedarf wurde ein Haufen in einer Schüssel durch Uebergießen mit kochendem Wasser aufgeweicht und entweder gesalzen mit gerösteter Zwiebel oder Schmalz, gestoßenem Mohn und Zucker gegessen.

Dies ist nur ein kleiner Teil der damaligen Speisen; auch waren sie nicht im ganzen Waldviertel gleich. Im großen und ganzen hat sich der Speisezettel nicht sehr verändert, wenn sich heute wohl auch schon städtischen Einfluß geltend macht.

Aber es war eine gesunde, kräftige Kost, bei der wir aufwuchsen und an die wir uns noch immer gern erinnern.



Ein neues Bildwerk aus der Wachau

GOTTFRIED HOFMANN

Dürnstein

KUNST UND GESCHICHTE

In Dürnstein, dem landschaftlichen Mittelpunkt der sagen- und rebendurchwobenen Wachau, verbinden sich Natur und Kunst zu einem harmonischen Bild, das in seiner Art kaum seinesgleichen hat. Der Maler-Dichter Gottfried Hofmann unternimmt es, die Schönheit dieses reizvollen Stückes Heimaterde in Wort und Bild liebevoll nachzuzeichnen. Einer eingehenden geschichtlichen Darstellung der wechsellvollen Schicksale der Stadt folgt eine verständnisreiche und Verständnis bringende Schilderung ihrer berühmten Baudenkmäler. Eine launige Würdigung des nicht minder berühmten Dürnsteiner Weines beschließt den Text, der mit 23 Federzeichnungen von der Hand des Autors geschmückt ist. Den Hauptteil des Buches jedoch bilden die acht Vierfarbendrucke und 65 Kunstdrucke nach aus-erlesenen Lichtbildern, die das Werk zu einer besonderen Gabe für alle Freunde der altehrwürdigen Stadt machen.

Für Geschenkzwecke sind zwei mit besonders großer Sorgfalt ausgeführte geschmackvolle Einbände vorgesehen: in roter Ausführung mit weißem Leder-rücken zu S 54.— und in blauem Kunstledereinband mit echter Goldprägung und Goldschnitt zu S 57.—.

PREIS S 48.-

**VERLAG JOSEF FABER KREMS
1952**

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN ERHÄLTlich!

SOEBEN ERSCHIEENEN!

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Tögl. Markt 2

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

Mitglieder und Freunde!

Den Umfang dieser Zeitschrift zu vergrößern liegt im Interesse jedes Lesers. Diesem Wunsche kann entsprochen werden, wenn jeder Leser nur einen neuen Bezieher wirbt. Wir bitten um Ihre Mitarbeit! Senden Sie uns Anschriften, an die wir unsere Blätter senden können.

Waldviertler Heimatbund



OTTO SOGOROW

EINKAUF — REPARATUREN

— VERKAUF —

Krems. Spänglergasse 5

TELEFON 328

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 440 — Gegründet 1900.

MÖBEL-BÜHL

Krems/D. N. Oesterr. größtes Einrichtungshaus

Zahlungserleichterung — Bausparkreditbriefe — Zustellung mit eigenen Möbelautos